

## Unsere Dienstboten im Kriege.

### Ende der Dienstbotenfrage.

Es gibt bis auf weiteres keine Dienstbotenfrage mehr. Im Frieden war sie das ewige Gesprächsthema unserer Hausfrauen, und nun hat ihr der Krieg, wie so vielem, ein Ende bereitet. Es gibt, wenn man das Wort mit Einschränkungen verstanden wissen will, keine Diensttöchter mehr, ebenso wenig aber auch eine Nachfrage nach Dienstboten. Vor zwei Jahren blühte das Gewerbe der Dienstvermittlerinnen. Sie hatten die Hausfrauen in eine so verschüchterte Abhängigkeit gebracht, wie etwa heute der Greisler, der sich auf irgendeinem raffinierten Umweg Mehl oder Roggen zu verschaffen gewußt hat. So wie heute der Weizen in Massen wächst, für den Konsumenten aber schwer auffindbar ist, so verhielt es sich im Frieden mit den Diensttöchtern: Sie waren in Hülle und Fülle vorhanden, aber sie aussändig zu machen, war ein Kunststück. Und so wie man heute dem Mehlverkäufer neben dem Höchstpreis gern eine Verkaufsprämie bewilligt, so zahlte man im Frieden ein Extrahonorar für die Vermittlung einer anspruchslosen, geschickten und treuen Dienstnehmerin. Die Vermittlerin, die so etwas auf Lager hatte, mußte über sehr gute Verbindungen „auf dem Lande“ verfügen. Diese Verbindungen machten sich bezahlt. So wie heute die Kenntnis eines heimlichen Mehleinsenders aus Debreczin oder Odenburg. Das flache Land liefert heute aber aus Gefälligkeit höchstens Mehl oder Kartoffeln. Die Diensttöchter hat es alle aus der Stadt einberufen. Sie haben die Ernte säen und einbringen geholfen und arbeiten jetzt beim Anbau. Wenn das Wetter gut ist, werden sie bis Ende November diese Arbeit so fleißig fortsetzen, wie sie bisher unermüdet arbeiteten. Dann folgen zwei oder drei wunderschöne Wochen der Ruhe bis zum heiligen Weihnachtsfest und die herrlichen Tage im winterlichen Dorf zwischen Weihnacht und Neujahr. Erst nach Neujahr werden vielleicht die fleißigsten unter den Dorfmädchen wieder in die Stadt kommen, um „in Dienst“ zu gehen.

Wenn ihrer sehr wenige sind, werden sie auch Unterkunft finden. Sollte es sich aber treffen, daß sie in Scharen zurückströmen, so wird es in Wien Tausende stellenloser Dienstmädchen geben. Denn die Verhältnisse haben sich so gestaltet, daß der Wiener Markt ihnen heute und wahrscheinlich für die ganze Kriegsdauer kein Unterkommen bieten kann. Denn die „braven Mädchen vom Land“, wie sie im Geschäftston der Dienstvermittlungsbüros oder in den Zeitungsannoncen hießen, bildeten nahezu ausschließlich die Stützen in den Haushaltungen des Mittelstandes. Sie begnügten sich mit wenig Lohn, arbeiteten viel und willig und legten das Hauptgewicht aufs „Lernen“. Die Frau des

Mittelstandes, die eine solche Stütze ins Haus nahm, gewann an ihr zwar eine Arbeitskraft, gleichzeitig aber ein Lehnmädchen, das im Kochen und in der Führung eines städtischen Haushalts unterweisen sein wollte. Wegen des geringen Lohnes nahm die Hausfrau das willig auf sich. Die weitere Entwicklung war dann derart, daß das Mädchen, sobald es ausgelernt hatte, mehr Lohn verlangte, oder heiratete und nun selbst einen Haushalt führte oder aufs Land zurückging und die verfeinerten städtischen Gebräuche ins Dorf brachte. Das alles hat nun in den letzten Monaten vollständig aufgehört. Zunächst weil die Mädchen in der Landwirtschaft oder Industrie viel lohnendere Beschäftigung fanden, dann aber, weil die kleineren Haushaltungen sich heute den Dienstboten nicht mehr leisten könnten. Die Lebensmittel sind so teuer geworden, daß die Verköstigung für die Mittelstandsfamilie unerträglich geworden ist. Der billige oder höhere Lohn, der früher die Hauptfrage war, ist zur Nebensache geworden. Und selbst die Fälle, daß das Mädchen ohne Lohn über die Kriegszeit bleiben wollte, werden immer seltener. Wer heute durch die Vermittlungsbüros der äußeren Bezirke einen Kundengang macht, der findet sie alle leer. Es gibt keine Nachfrage und kein Angebot.

Anders steht es in den „Placierungsinstituten für feines Personal“. Hier gibt es Angebot, aber keine Nachfrage. Das sogenannte bessere und geschulte Personal hat es heute viel schlechter als die fluktierende Menge der Mädchen vom Lande. Einer älteren Köchin, die vielleicht schon zwei Jahrzehnte einer Herrschaftsküche vorstand, ist es nach so vielen Jahren der Gewöhnung nicht gut möglich, sich in eine andere Beschäftigung oder gar in die schwere Arbeit und die primitiven Verhältnisse des flachen Landes zurückzufinden. Dem Hausdiener, der lange Jahre beim warmen Ofen saß, geht es nicht anders. Und ebenso dem guten Stubenmädchen, das nie etwas anderes gesehen und gelernt hat als die Arbeit in der Hauswirtschaft. Ihren Arbeitsmarkt bilden zwar Gesellschaftsschichten, die nicht gezwungen wären, aus Kriegsnot ihr Personal zu entlassen oder auch nur einzuschränken. Aber auch hier hat der Krieg Veränderungen bewirkt, die zu Reduzierungen des Hausstandes führten. Da gab es eine sehr wohlhabende größere Familie mit zwei erwachsenen Söhnen. Die sind nun eingerrückt; die Familie und ihre Hausstandsarbeit ist bedeutend kleiner geworden. So entließ man zunächst den Hausdiener. Die Dame des Hauses fand später vielleicht, daß im Kriege sich jeder einschränken soll, und verabschiedete auch die Köchin. Das Stubenmädchen hilft jetzt beim Kochen, und beim Instandhalten der Wohnung hilft eine Bedienerin. Fälle solcher Einschränkungen gibt es viele, und selbst in reichen Haushaltungen mit beträchtlicher Dienerschaft, wo der alte Haushalt im vollen Umfang weitergeführt wird, wurde mit Entlassungen vorgegangen. Privatfrauen, die eigene Abwaschmädchen hielten, werden ohne diese Hilfskraft weitergeführt, und wenn in einem Haushalt ein Kammerdiener bei der Mutterung behalten wurde, ohne daß für ihn Ersatz kam, so ergab sich bei einer befreundeten Familie von selbst der Gedanke, daß man den eigenen militäruntauglichen Kammerdiener entbehren könne. Dieses Personal sitzt nun auf dem Trockenen und wartet auf bessere Zeiten.